

Lügen

Bourget, Paul

Budapest, 1891

XIV. Selige Tage.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93546](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-93546)

XIV.

Selige Tage.

Als Susanne die Wohnung in der „Rue Coëtlogon“ verließ, jene stille Wohnung, deren Thür René selbst öffnete, um ihr den mißbilligenden Blick Fanny's zu ersparen, da hatten Beide weitere Zusammenkünfte bereits festgestellt. Sie betrat die schmale Gasse, und obzwar die Klugheit gebot, dieselbe geradeaus, wie jene „Rue du Mont-Thabor“ zu durchschreiten, ohne nach rechts oder links zu schauen, so wendete sie dennoch den Kopf. Sie erblickte René, der aufrecht an dem Fenster stand, das in den Garten ging. Der Zauber des neubegonnenen Romanes hatte über diese sonst so kluge, kalte Seele solche Macht gewonnen, daß sie dem jungen Manne, der ihr im Dämmerlicht nachblickte, unwillkürlich mit einem Lächeln und einer Handbewegung Lebewohl zuwinkte. Sie hatte vollständig gesiegt, denn ihre Berechnungen waren alle zugetroffen. Als sie am Ausgang der „Rue d'Assas“ neuerlich einen Fiaker bestieg, dachte sie, während sie dem „Magasin du Bon-Marché“ zueilte, wohin sie den eignen Wagen beordert, über all' die verschiedenen Einzelheiten ihres Gesprächs nach; sie konnte sich über dieselben nur Lob spenden. Sobald das Weib nur einmal die Geliebte eines Mannes ist, so werden die Besprechungen über die Art ihrer Zusammenkünfte ebenso leicht und genügsreich, als sie früher verhaft und schwer gewesen. Susanne hatte kurz vorher einen Augenblick der Enttäuschung gehabt, eine flüchtige Regung wiedererwachter Besinnung. In der Viertelstunde, welche ihrem vollen Glück gefolgt, und nachdem die Comödie falscher Scham ausgespielt war, von welcher in solchen Augenblicken die Rückkehr zur Verschämtheit begleitet ist, hatte Susanne den Angriff begonnen und zu René geäußert:

„Sie müssen mir ein Versprechen geben . . . Wenn Sie nicht wollen, daß ich mir diese Liebe wie ein Verbrechen vorwerfe, so schwören Sie mir, daß Sie meinetwegen die Welt meiden wollen. Sie müssen arbeiten und haben keine Vorstellung, was für eine Welt das ist . . . Sie würden Ihr herrliches Talent, Ihr Genie in Oberflächlichkeiten vergeuden und ich würde mir die Schuld daran beimesen! . . . Ja, versprechen Sie mir, daß Sie Niemand auffinden werden . . .“ und ganz leise fügte sie hinzu: „Keine der Frauen, die an jenem Abend so zuvorkommend mit Ihnen gewesen.“

René umarmte sie nach diesem Satz, denn er hatte denselben in schmeichelhafter Weise als einen verliebten Beweis ihres Zartsinnes und ihrer heimlichen Eifersucht gedeutet! Er antwortete daher schüchtern:

„Darf ich auch Sie selbst nicht auffinden?“

„Das schon gar nicht,“ antwortete sie. „Ich könnte nimmermehr vertragen, daß Sie die Hand meines Mannes drücken . . . Du mußt mich doch verstehen . . .“ hatte sie hinzugesetzt, zärtlich die Haare des jungen Mannes streichelnd. Er lag zu ihren Füßen und sie saß wieder im Fauteuil. Sie neigte ihr Antlitz, das sie an René's Schulter barg, und seufzte: „Ach! ich brauche wohl nichts mehr zu sagen . . .“ Dann wieder nach einigen Augenblicken: „Ich möchte Ihnen nur die Freundin sein, die im Leben des Geliebten einzig die Aufgabe hat, Freude und Muth zu bringen, Sanftmuth und Edelmuth; die Freundin, die insgeheim liebt und geliebt wird, die außerhalb des Bannkreises dieser spöttischen Welt steht, welche selbst den heiligsten Glauben der Seele lästert . . . Ich bin schuldig,“ gleichzeitig bedeckte sie das Gesicht mit ihren schönen Händen, „daß ich nichts wissen mag von der Niedertracht und Erniedrigung, die mir bei Andern so viel Entsezen einflößt . . . Wenn Du mich wahrhaft liebst, mein René, so erspare mir Beide . . . Aber liebst Du mich denn auch wirklich so innig, wie Du sagst? . . .“

Während sie diesen coquetten Rosenkranz von Lügen abreichte, konnte sie auf dem Gesicht ihres naiven, romantischen Mitschuldigen das Entzücken lesen, das derselbe über ihre Seelengröße empfand. Sie hatte ihre Erscheinung abermals mit dem Glorienschein umgeben, den sie abgelegt hatte, um sich lieben zu lassen . . . Indem sie die Schlauheit mit

der Zärtlichkeit, fühlste Berechnung mit feinstem Zartgefühl gepaart, hatte sie ihn schließlich veranlaßt, folgendes Uebereinkommen zu treffen, das der Poesie ihrer Liebe am würdigsten sein sollte. Sie wollten in der Nähe der „Rue Murillo“ ein kleines, möblirtes Quartier miethen und sich dort 2 bis 3 mal oder auch 4 mal wöchentlich treffen. Sie bezeichnete ihm zu diesem Zweck die Batignolles, doch that sie es mit so viel Geschick, daß er in dieser wie in den vorhergehenden Fragen der Ansicht war, aus eigener Initiative gehandelt zu haben. Er wollte gleich am nächsten Morgen auf die Suche gehen und ihr dann postlagernd, unter einem falschen Namen schreiben. Dieses Uebermaß an Vorsichtsmaßregeln bestärkte René nur noch mehr in der Ansicht, daß dieser Engel an Unschuld unter einem entsetzlichen Joch lebe; wenn ihr Leben überhaupt leben hieß. „Armes Kind,“ sagte er ihr in der That, da sie eine Klage über den Despotismus ihres Gatten unterdrückte und sich selbst einem umstellt Thier verglichen, „wie sehr Du gelitten haben mußt! . . .“ Und sie hatte wieder ihre Augen zur Zimmerdecke aufgeschlagen, so daß nur das Weisse sichtbar war; sie that es mit der überzeugenden Gewandtheit, die den Mann noch jahrelang nach einer so vor trefflich gespielten Comödie, zu der Frage berechtigt: „War sie denn nicht doch vielleicht aufrichtig?“

Uebrigens hätte es dieser Vollkommenheit gar nicht bedurft, um René zu bestimmen, auf den Plan der gelehrigen Schülerin Desforges einzugehen. Er hätte schon aus Princip, und weil er wahnhaft liebte, nachgerade jeden Vorschlag mit Ergebung und Bewunderung angenommen. Das von Susanne entworfene Programm entsprach noch dazu der künstlerischen Veranlagung seines Wesens. Der geheimnißvolle Charakter dieser Intrigue entzückte den Romanleser, der sich schon von vornherein darin gefiel, ein solches Geheimniß in seinem Leben verbergen zu müssen. Die Veredtsamkeit der jungen Frau, die ihm gegenüber die für sein Talent besorgte Muse spielte, hatte seinem Schriftsteller-Egoismus geschmeichelt; René wiegte sich in dem Wahn, die Kunst mit der Liebe, die Freude der Wollust mit der Einsamkeit und der dem Schaffen nothwendigen Unabhängigkeit vereinen zu können. Der Dichter fühlte sich nach tagelangen Qualen leicht beschwingt an Geist und Seele. Die Fülle seines

Glückes behinderte ihn sogar, das schmerzliche Erstaunen zu bemerken, das seine Schwester an jenem Abend zur Schau trug, an welchem Susanne gekommen war. Was hatte Fanny gehört? Was hatte sie Frau Fresneau berichtet? Letztere litt jedenfalls sichtlich. Die vollständige Unerfahrenheit gewisser Frauen, die romantisch und unschuldig sind, bereitet denselben manche ähnliche Überraschung. Sie interessiren sich für Liebesangelegenheiten, weil sie eben Frauen sind, ja sie bieten zu derartigen Unterhandlungen sogar die Hand, weil sie dieselben für so lauter halten, als sie selbst sind. Wenn sie dann aber in der Folge erfahren, in welchen Brutalitäten solche Beziehungen fast naturgemäß gipfeln, dann müßte ihre Bestürzung fast komisch wirken, wenn dieselbe nicht eben so grausam, als ehrfurchtgebietend wäre. Emilie konnte nach der Beschreibung, welche Fanny ihr von der Besucherin gemacht, über deren Persönlichkeit gar nicht im Zweifel sein; auch die andern von Fanny gelieferten Anhaltspunkte, als da sind das Geräusch von Küssen, die Dauer des Besuches, die im Zimmer René's herrschende Unordnung, die sichtliche Erregtheit des Letzteren, und schließlich der, selbst ehrbarsten Frauen in solchen Fällen eigene Instinkt, Alles bestärkte sie in der Voraussetzung, daß Frau Moraines die Geliebte René's gewesen sei; noch dazu hier in ihrem Hause! Dagegen aber bäumte sich die Familienmutter, die gläubige Bürgersfrau auf; auch erinnerte sie sich dabei unwillkürlich der heißen Thränen, die sie auf den abgehärmten Wangen der armen Rosalie hatte rinnen sehen. Sie gedachte sowohl des jungen Mädchens, dessen aufrichtige Zärtlichkeit sie begriff, als auch der Unbekannten, für die sie in ihrer Kindlichkeit Partei ergriffen hatte, und fragte sich dann:

„Wenn nun René sich dennoch über den Werth dieser Frau getäuscht hätte? . . .“

Sie war aber auch Schwester, — eine bis zur Schwäche zärtliche Schwester, — und fand dem Bruder gegenüber daher nicht den Muth, auch nur die kleinste Bemerkung zu machen. Es war ihr ja nachgeradezu schmerzlich gewesen, Zeugin seiner Niedergeschlagenheit in der letzten Woche zu sein. Dieses seltsame Gemisch von Empfindungen behinderte sie, sein Vertrauen herauszufordern, er hingegen war durch den Besitz verschwiegen geworden; es ist dies ein im Ueber-

maß der Glückseligkeit sich oft erneuernder Fall. Es war ihm jetzt völlig unmöglich, von Susannen zu reden. Was er für dieselbe empfand, konnte in Worten nicht mehr zum Ausdruck kommen. Es war ihm ein Leichtes gewesen, inmitten des Stadtviertels des Batignolles, in der stillen, bürgerlichen „Rue des Dames“ die gesuchte kleine Wohnung zu finden. Auch hatte sich's fast umgehend möglich gestaltet, Susannen wieder zu sehen. Sie war kaum seit 8 Tagen seine Geliebte, als auch schon Claude Larcher, der einzige seiner Collegen, mit welchem er in regem Verkehr stand, Paris verließ. René, der denselben in der letzten Zeit vernachlässigt hatte, sah ihn eines Abends gegen 6 Uhr plötzlich in der „Rue Coëtlogon“ erscheinen; er war in Reisekleidung und sah bleich und abgespannt aus, so recht wie in den Tagen bitterster Krisen. Fresneau's hatten sich eben zu Tisch gesetzt.

„Ich will Ihnen blos noch die Hand drücken,“ sagte Claude, ohne auch nur Platz zu nehmen, „ich reise mit dem Schnellzug, der um 9 Uhr vom Mont-Cenis abfährt, und speise am Bahnhof.“

„Werden Sie lange ausbleiben?“ fragte Emilie.

„Chi lo sa, wie man in dem schönen Italien zu sagen pflegt, in dem ich morgen erwachen werde,“ sagte Claude.

„Seht nur den Glückspilz,“ rief Fresneau aus, „er wird Virgil in dessen Heimath lesen können und braucht ihn nicht erst Dummköpfen zu überzeugen.“

„Ein schöner Glückspilz das,“ bemerkte der Schriftsteller mit bitterem Lächeln. Dann aber, als René ihn zum Wagen zurückgeleitete, der an dem Gitter hielt, das nach der Straße ging, brach er in Schluchzen aus: „Ach! diese Colette! . . .“ stammelte er. „Sie erinnern sich doch noch Ihres Besuches in der „Rue Varennes?“ — Wie schön war sie doch an jenem Tag! . . . Sie hat mich damals noch mit Bezug auf Damen geneckt . . . Nun denn! . . . Ich bin schändlicher Weise auf ein Weib eifersüchtig, auf ein Ungetüm, mit dem Colette seit Tagen innig befreundet ist. Es ist Alice Raymond, eine Elende, die ganz Paris kennt. Man beschmägt sich, wenn man auch nur ihren Namen ausspricht. Nein, nein, das kann ich nicht ertragen, und so ergreife ich denn die Flucht . . . Denken Sie nur, ich hatte keinen Kreuzer

Geld, ich mußte zu einem Bucherer meine Zuflucht nehmen und habe Geld zu 60 % geborgt. Den Hallunken werde ich wohl in meiner nächsten Comödie verwerthen . . . Er hat mich besser bedient als Harpagon. Wissen Sie, was ich dem besagten Lumpen außer dem baaren Geld noch abkaufen und verkaufen mußte? . . . Zweihundertfünfzig Särge! . . . Verstehen Sie? . . . Ist das nicht wirklich originell? Doch kann ich immerhin durch den Bucherer, durch meine alte Verwandte, der ich wieder so feig war, zu schreiben, durch meinen Verleger, und die „Revue Parisienne“, der ich mittelst Vertrag die Abschrift „Adolphe’s“ versprochen . . . auf sechstausend Francs rechnen! Ach! mir wird, wenn ich nur einmal im Waggon sitzen werde, jede Achsendrehung über’s Herz gehen, aber ich will die Elende fliehen; und welche Rache, wenn ich ihr dann aus Mailand mittheilen werde, daß ich fort bin! . . .“ Er rieb sich befriedigt die Hände, dann setzte er kopfschüttelnd hinzu: „Es ist dabei ja immer wie in Olaf, der Ballade Heine’s, zugegangen . . . Sie erinnern sich doch, er spricht mit seiner Braut von Liebe, vor der Thür aber wartet der Henker . . . Dieser Henker stand immer vor der Thür des Zimmers, in dem ich Colette liebte . . . Als derselbe aber in den Unterröcken und mit dem Gesicht Sappho’s erschien, nein, da wurde mir’s nachgerade zum Ekel! . . . Adieu, René, Sie werden mich erst vollkommen geheilt wieder sehen . . .“

Und seither war René ohne jegliche Nachricht von dem Freunde geblieben; er gedachte oft sein, wenn er das angebetete Weib, das seines Cultus so würdig schien, mit der gefährlichen, grausamen Colette verglich. Die Abwesenheit Claude’s gab ihm den Vorwand, nicht mehr im Foyer des Théâtre Français zu erscheinen. Warum hätte er sich der Fluth von Verläumdungen aussetzen sollen, mit denen die Schauspielerin den abwesenden Freund sicher überhäufte, wenn sie von ihm sprach? Dank derselben Abwesenheit war auch jeder Zusammenhang mit jener Welt abgeschnitten, in die Claude ihn eingeführt. Der Verfasser des „Sigisbée“ hatte unter dem Einfluß der wachsenden Leidenschaft für Susanne, selbst die gewöhnlichsten Pflichten der Höflichkeit außer Acht gelassen. Er hatte nicht nur keine Karten abgeworfen bei all’ den Damen, die ihn so liebenswürdig aufgefordert hatten,

sie zu besuchen, er hatte auch nicht einmal mehr bei der Gräfin vorgesprochen. Diese Letztere war zu sehr Dame von Welt und viel zu gutmüthig, als daß sie nicht eine Entschuldigung gesunden hätte für die Ungebundenheit des Künstlers; sie sagte sich: „Er hat sich bei mir eben gelangweilt . . .“ und lud ihn nicht mehr ein, ohne ihm deshalb gram zu sein. Auch war sie im Augenblick damit beschäftigt, einen russischen Klavierspieler in die Gesellschaft einzuführen, der Spiritist war und vorgab, direct mit Chopin im Verkehr zu stehen. René, der von dieser Seite unbelästigt blieb, hatte auch noch die Chance, daß Frau Offarel ihm zürnte, weil weder er, noch Emilie dem Mittagstisch beigewohnt, den sie mit so großem Aufwand an Zeit in Scene gesetzt. Fresneau allein hatte daran theilgenommen.

„Na, das war eine schöne Aufgabe, die Du mir da zugemuthet hast!“ sagte er seiner Frau beim Nachhausekommen. „Die alte Offarel hat, als ich Deine Migräne in's Treffen führte, mit einem „ach!“ geantwortet, das mir durch Mark und Bein ging. Als ich ihr erzählte, daß René bei einem franken Freund sei, — in der That eine sonderbare Ausrede, — fragte sie mich: „Wohnt derselbe in einem Schloß?“ — Bei Tisch aber mußte der arme Claude herhalten. Sie hat kein gutes Haar an ihm gelassen! . . . Das ist ein Egoist, er hat schlechte Manieren, eine völlig zerrüttete Gesundheit, gar keine Zukunft und dergleichen mehr . . . Brrrr . . . Wenn nicht die Piquetpartie des alten Offarel ein Ende gemacht hätte! . . . Der alte Schlaumeier hat mir sie wieder abgewonnen . . . Ach! auch Bassart war dort. Erinnere mich daran, daß ich ihn dem Onkel für die Schule Saint-André empfehle . . . Er ist ein netter Junge. Unter uns gesagt, ich glaube, daß die kleine Rosalie sich für ihn interessirt . . .“

Emilie mußte über die erstaunliche Spitzfindigkeit ihres Mannes lächeln. Sie erinnerte sich, daß Frau Offarel sich seinerzeit über die Besessenheit des jungen Zeichenlehrers beklagt hatte, und mutmaßte, daß man denselben im letzten Augenblick eingeladen, um zu beweisen, daß, falls René abtrünnig würde, man noch andere Prätendenten aufweisen könne. Dann waren die Damen Offarel, die sonst nahezu jeden vierten Abend vorgesprochen, zwei Wochen lang der

„Rue Coëtlogon“ ferne geblieben. Als sie jedoch nach Ablauf dieser zwei Wochen wieder einmal zu Besuch kamen, waren sie von besagtem Passart begleitet, einem großen, blonden und linkischen Burschen, der Augengläser trug, und dessen Gesicht mit Sommersprossen übersät war. Emilie brauchte nicht lange nach dem Grund dieses gemeinsamen Besuches zu grübeln. Des Bruders Eifersucht sollte geweckt werden und die naive alte Dame betonte dieses Geplänkel gleich beim Eintreten, da sie sagte:

„Herr Offarel ist diesen Abend beschäftigt, und so hat Herr Passart uns das Geleite gegeben . . . Rosalie, so mache doch Herrn Jacques Platz neben Dir . . .“

Die arme Rosalie hatte René seit der grausamen Auseinandersetzung mit der Schwester nicht mehr gesehen. Sie war sehr ergriffen und hatte den Weg von der „Rue Bagneux“ nach der „Rue Coëtlogon“ zitternd und schmerzlichst bewegt zurückgelegt. Sie hatte jedoch die Kraft, ihrem gewesenen Verlobten einen flüchtigen Blick zuzuwenden, um ihm gewissermaßen die Versicherung zu geben, daß sie keinen Theil hatte an diesem traurigen Winkelzug ihrer Mutter; auch brach ihr der Muth nicht, sich an eine entgegengesetzte Ecke zu setzen und kalt zu antworten:

„Ich brauche diesen Sessel, um meine Wolle darauf zu legen . . . Herr Passart wird mich dieser Bequemlichkeit nicht berauben wollen . . .“

„Aber hier ist ja ein Platz frei,“ rief Emilie dazwischen, die den jungen Mann auf einen Sessel neben sich nöthigte und so dem muthigen Kind zu Hülfe kam. Diese Letztere, die ganz gut wußte, daß ihrer daheim eine Scene harrte, weigerte sich nichtsdestoweniger die Rolle zu spielen, die man ihr zuminthete. Und es wäre doch so natürlich gewesen, daß der Unwille sie dieser kleinen Nache günstig gestimmt hätte. Wirklich feinfühlige Frauen, die zu lieben verstehen, kennen keinen Unwillen. Es widersteht ihnen, die Eifersucht des Mannes zu erwecken, den sie geliebt; sie müßten zu diesem Zweck mit einem Andern liebäugeln und das wollen sie nicht, diesen Gedanken vertragen sie nicht. Ein himmlischer Liebesbeweis unerschütterlicher Treue, welcher eine Frau dem Manne für ewig unvergeßlich macht! . . . Für ewig . . . Handelt es sich aber um die Gegenwart, um das unmittelbare Ziel,

dann ziehen jene erhabenen Wesen das Kürzere und die Gefallshütigen behalten Recht. Wenn dann Jahre darüber hinweggegangen sind, der alternde Geliebte die Erinnerung an die Vergangenheit beschwört, dann wird er vergleichend den Werth derjenigen begreifen lernen, die es verschmäht hatte, ihn leiden zu machen, selbst auf die Gefahr hin, ihn nicht mehr zurück zu gewinnen. Vor der Hand läuft er aber den Spitzbübinnen nach, die ihn mit ihrer erniedrigenden, alle Besinnung raubenden Eifersucht im Baum halten! Man muß jedoch, um gerecht zu sein, betonen, daß René, als er Rosalie Susannen halber opferte, überzeugt war, daß er dieses Opfer einer wahren Liebe bringe. So daß, als die Schwester am nächsten Morgen der edeln Haltung des jungen Mädchens gedacht, der Dichter mit den von naivster Albernhit zeugenden Worten antwortete:

„Wie schade, daß ein so schönes Gefühl fruchtlos vergeudet wird!“

„Ja,“ wiederholte Emilie bekräftigend, „sehr schade!...“

Der Tonfall, mit dem diese Bemerkung gemacht wurde, hätte den Dichter, falls er nicht überhaupt der Fähigkeit beraubt gewesen wäre, an Anderes, als an seine Liebe zu denken, aufklären müssen über die Wendung, die sich Frau Moraines betreffend im Urtheil der Schwester vollzogen hatte. Doch beherrschte ihn, wie gesagt, ausschließlich die Leidenschaft. Seine Tage wurden nur mehr in zwei Gruppen eingetheilt, in jene nämlich, an denen er Susannen begegnete, und in jene, an denen er verzichten mußte, sie zu sehen. Die letzteren und zahlreicheren theilte er folgendermaßen ein: er blieb des Morgens lange im Bett und träumte. Er verspürte einen argen Nachlaß physischer Kraft, der immer die Folge übermäßigen Liebesgenusses ist. Er machte mit jener Sorgfalt Toilette, die erfahrenen Frauen unzweideutig beweist, daß ein Mann sich geliebt weiß. Nachdem er angezogen war, schrieb er seiner Madonna. Sie hatte ihm die süße Aufgabe gestellt, das Tagebuch seiner Gedanken zu führen. Er hingegen besaß keine Zeile von ihrer Hand. Sie hatte gesagt: „Ich bin so beobachtet und niemals allein!“ Und er hatte sie gar sehr bedauert, unterzog sich aber mit Wonne der Arbeit detaillirter Correspondenz, zu der sie ihn veranlaßt. Weshalb hatte sie es jedoch gethan? Er hatte niemals

darnach gefragt. Er gefiel sich ganz besonders in dieser Stellung eines sentimentalnen Narciss, der sich in seiner Liebe sonnte; sie schmeichelte dem versteckten Dünkel, dem nahezu alle Schriftsteller verfallen. Susanne hatte zu wenig dieser Autoren-Anomalie gedacht, um mit derselben zu rechnen. Es erfüllte sie einfach mit Behagen, in seiner Abwesenheit dieses Tagebuch zu lesen, das für sie zum flammenden Erinnerungszeichen wurde an die gegebenen und empfangenen Zärtlichkeiten. Wenn der Dichter in dieser Weise das Morgen-gebet zur Heiligen seines Herzens emporgesandt, dann folgte die Stunde des Frühstücks. Nach demselben wanderte er gewissenhaft in die Bibliothek der „Rue Richelieu“, um Notizen für seinen „Savonarola“ zu sammeln, den er wirklich wieder hervorgesucht hatte. Er arbeitete an demselben in den späteren Nachmittagsstunden kopfüber bis tief hinein in den Abend. Er arbeitete an demselben, — aber ohne jemals, wie zur Zeit seines „Sigisbée“, jene Fülle von Talent zu empfinden, die sich vom Hirn in die Feder drängt, und zwar mit solcher Macht, daß die Bilder in lebendiger Farbe und Zeichnung erscheinen, daß die Personen kommen und gehen, daß sich mit einem Wort die Anstrengung des Schreibens in einen anregenden und gleichzeitig mächtigen Rausch verwandelt, aus dem man erschöpft hervorgeht, — doch in welch' kostlicher Erschöpfung! René mußte die Scenen dieses Drama's mit nahezu schmerzlicher Anspannung aller seiner Gedanken aufbauen. Es verursachte ihm aber noch eine weit größere Anstrengung, die vorläufig in Prosa entworfenen Theile in Verse umzusetzen. Sein Schwung machte sich nicht mehr in glücklichen Ausdrücken Lust. Der Grund hierfür war in verschiedenen Ursachen zu finden, eine vor allem war physischer Natur: das auf's äußerste gesteigerte Sinnenleben nämlich, die andern waren moralischer Art; er beschäftigte sich nämlich unausgezogen mit Susannen, konnte ihrer niemals vergessen; eine Ursache jedoch, und zwar die mächtigste, war rein intellectueller Art: Der Dichter stand nämlich unbewußt unter dem Bann des Erfolges, ein Bann, der selbst das reichste Genie — tödtet. Er gedachte beim Schreiben und Schaffen immer des Publikums. Er vergegenwärtigte sich im Geist die erste Aufführung, sah die Journalisten in ihren Logen, hier und dort Menschen aus der großen Welt und vorne in

einer Parterre-Loge Frau Moraines. Er vernahm im vorhinein das Tosen des Beifalls, welcher für dramatische Autoren ebenso demoralisirend werden kann, wie die Höhe der Auflagen für den Romanschriftsteller. Er empfand anstatt der natürlichen, uneigennützigen Freude am Gestalten selbst, — welche die Grundlage jedes lebensfähigen Werkes bildet, — jene andere Vision, die darauf bedacht ist, Wirkung hervorzurufen. Er war noch zu jung, um jene Technik zu besitzen, die ältere Schriftsteller erlangen, welche im Stande sind, die glühendsten Sätze nieder zu schreiben, ohne dabei auch nur die leiseste Erregung zu empfinden, und denen es auf diese Art gelingt, selbst die geschultesten Kritiker zu täuschen. René suchte die Quelle befruchtender Gedanken in sich selbst und konnte sie nicht finden. Sein Drama entwickelte sich nicht in seinem Hirn, nicht natürlich, nicht folgerichtig. Trotz der anfgehäuften Belege, trotz der gesammelten Notizen, trotz der zahllosen Anmerkungen wollten die tragischen Gestalten des Florentiner Mönches mit dem Profil eines Bockes, des entsetzlichen Kirchenfürsten Alexander VI., des gewaltthätigen Michel-Angelo, des melancholischen Machiavell, des furchtbaren Caesar Borgia nicht lebendig werden vor seinen Augen. Dann legte er die Feder weg, beobachtete, wie der Himmel durch die Spizenvorhänge seines Zimmers blaute; er horchte den leisen Geräuschen im Hause: eine Thür wurde geschlossen, Constant spielte, Fanny brummte, Emilie schwebte leise vorbei, Fresneau ging wuchtigen Schrittes auf und ab und er selbst begann die Stunden zu zählen, die ihn noch von dem nächsten Stelldichein mit seiner Geliebten trennten.

„Ach! wie ich sie liebe! Wie ich sie anbete!“ sagte er zu sich, seine Leidenschaftlichkeit dadurch noch steigernd, daß er diesen Satz laut sprach. Dann gefiel er sich darin, der kleinen Wohnung zu gedenken, in welcher diese, mit fiebigerhafter Unruhe erwartete Zusammenkunft stattfinden sollte. Er war in der Wahl des Ortes glücklicher gewesen, als Susanne bei seiner Unerfahrenheit erwartet hatte. Die Wohnung bestand aus drei Zimmern und war von Frau Malvine Raulet ziemlich geschmackvoll in Stand gesetzt. Frau Raulet war eine brünette Dame von ohngefähr 35 Jahren, deren bescheidene Manieren, deren fast düsterer Anzug, deren

gedämpfte Stimme und deren angenehmer Ausdruck der Augen René sogleich sympathisch berührte hatten. Frau Malvine Raulet war angeblich Witwe. Sie lebte auch angeblich von den Renten, welche der verstorbene Herr Raulet ihr hinterlassen; doch war dieser nur ein Hirngespinst, dessen Beruf sie mit dem vieldeutigen Ausdruck: „er war Geschäftsmann,“ bezeichnete. Die schlaue und listige Vermietherin war jedoch niemals verheirathet gewesen. Sie unterhielt im Augenblick ein Verhältniß mit einem ernsten Manne, der Bezirksarzt und Familienvater war, den sie durch ihr anständiges Auftreten angelockt und der ihr monatlich 500 Francs bezahlte; dieselben wurden jeden 1. des Monats in Form eines Gehaltes beglichen. Da sie eine sehr kluge, sparsame Frau war, so verfiel sie auf den Gedanken, einen Theil ihrer großen, geräumigen Wohnung zu vermiethen, und zwar drei Zimmer derselben; eines als Salon, ein anderes als Schlafzimmer, ein drittes als Toilettezimmer. Da ihre Wohnung zwei Ausgänge nach dem Gang zu hatte, so konnten diese drei Zimmer einen eigenen Eingang haben. Die nahezu elegante Einrichtung stammte von einer äußerst traurigen Erbschaft her. Sie war nämlich 10 Jahre lang die Geliebte eines wahnsinnigen Mannes gewesen, dessen Familie die Krankheit geheim hielt und Frau Raulet besoldete. Nach dem Tod des Unglücklichen hatte Malvine die im vornhinein ausbedungenen 20,000 Francs behoben und überdies noch alle Einrichtungsstücke jenes düstern Hauses behalten, das der Schauplatz ihres sonderbaren Berufes gewesen. René sollte niemals etwas von dem häßlichen Hintergrund dieser Existenz erfahren. In diesem weitläufigen Paris, das heimlichen Verbindungen so günstig ist, nehmen wohl wenige der jungen Leute, die einen ähnlichen, lichtscheuen Schlupfwinkel besuchen, Notiz von der Lebensgeschichte derjenigen Person, die ihnen das zur Liebe geschaffene Nest vermiethet! Der Dichter hatte wohl keine Ahnung, daß diese Frau, in scheinbar tadelloser Haltung, seine Absichten durchschaute. Er hatte vorgeschrützt, in Versailles zu wohnen und 3 bis 4 Mal wöchentlich zur Stadt kommen zu müssen. Er hatte des Späkes halber den Namen des Romanhelden angenommen, der ihm in der Jugend den größten Eindruck gemacht hatte; das Pseudonym „d'Albert“ nämlich aus „Mademoiselle de Maupin.“ Er

hatte, während er diesen Namen auf einen kurzen, von Frau Raulet unterbreiteten Miethsvertrag setzte, seinen Hut auf einen Tisch gelegt; die schlaue Wirthin nun entdeckte im Innern desselben die wirklichen Initialen ihres Miethers und meinte: „Falls Herr d'Albert von meinem Mädchen bedient werden wollen, so kostet das per Monat um fünfzig Francs mehr . . .“

Dieser außergewöhnlich hohe Preis wurde mit so sanfter Stimme verlangt und Frau Raulet sah anderseits so anständig aus, daß René nicht zu handeln wagte. Aber er blickte sie zum ersten Mal mit Misstrauen an. Ihr Aussehen strafte jeden Verdacht der Ausbeutung Lügen. Sie trug ein dunkles Kleid von elegantem, aber einfachem Zuschnitt. Ihre Uhr, die in einem Gürtel steckte, hing an einer jener langen, goldenen Halsketten, die einst in bürgerlichen, französischen Kreisen sehr in Mode gewesen und welche sie sicher von einer geliebten Mutter ererbt hatte. Ein Medaillon, in dem sich unter Glas eine weiße Haarlocke, entschieden jene eines verehrten Vaters, befand, schloß ihren bescheidenen Halskragen. Ihre länglichen Finger steckten in Halbhandschuhen aus Seide, unter welchen man den Chring vermuthen konnte. Der Genauigkeit halber muß noch hinzugesetzt werden, daß diese vornehme Wittwe außer dem Arzt noch zwei Liebhaber hatte: Einer davon war Jurist, der Andere in einem Konfektionsladen angestellt; beide lebten der Ansicht, daß sie eine Dame der guten Gesellschaft sei, die von einer unerbittlich strengen Familie bewacht werde! Diese beiden Liebhaber bedeuteten in dem Gleichgewicht ihres Budgets allerlei kleine Ersparnisse: Diners im Restaurant, Spazierfahrten, Theaterlogen, werthvolle Geschenke, was die tugendhafte Person jedoch nicht behinderte, dem falschen d'Albert zu sagen:

„Das Haus hier ist ein sehr stilles, mein Herr. Sie sind ein junger Mann,“ setzte sie lächelnd hinzu, „Sie dürfen daher nicht beleidigt sein, wenn ich bemerke, daß der mindeste Lärm, z. B. des Abends auf der Stiege, ein Grund zur Lösing unseres Vertrages wäre . . .“

René erröthete. Er zitterte davor, daß die ehrsame Wittwe ihm am Ende nach dem ersten Stelldichein kündigen werde. Diese lächerliche Besorgniß veranlaßte ihn, gleich nach der ersten dieser Zusammenkünste, und nachdem Susanne

so fortgegangen war, seiner Wirthin unter dem Vorwand eines unbedeutenden häuslichen Anliegens, einen Besuch abzustatten. Sie empfing ihn mit der Liebenswürdigkeit einer Frau, die nichts weiß und die nichts gesehen, obwohl sie Frau Moraines beim Fortgehen mit den Blicken verfolgt hatte. Susanne war mit jener Haltung den Gehweg entlang geschritten, über die kein geübtes Auge sich täuscht. Von nun an wußte Malvine, woran sie war; ihr Miether war der Geliebte einer Dame aus der großen Welt, und zwar aus der ganz großen. Er selbst verrieth jedoch, trotzdem er sich sorgfältig kleidete, weder in dem Zuschnitt seines Bartes, noch in seinem Gang jenes gewisse Etwas, das den Sohn aus guter Familie kennzeichnet. Die Vermietherin mutmaßte, daß der Zins nicht von ihm, sondern von der Dame bezahlt werde, und bedauerte, außer den 500 Francs und den 50 Francs für die Bedienung nicht noch irgend welche Ansprüche gestellt zu haben. Ihre Wohnung kostete Alles in Allem 1400 Francs jährlich und ihr Dienstbote bezog einen Lohn von 40 Franken! — Wie dem auch sei, sie nahm sich vor, aus kleinen Nebensachen noch weitere Vortheile zu ziehen: so beispielsweise aus dem Preise für das zu liefernde Holz, für die Wäsche, für die Mahlzeiten, wenn der junge Mann es je wagen sollte, dort zu frühstücken, wie sie ihm angeboten.

„Sie ist eine ganz charmante Person und sehr zuvorkommend,“ berichtete René Susannen, als diese letztere ihn um Frau Raulet befragte. Doch wie? War denn das Vertrauen des Dichters kein berechtigtes? Was hätte ihm ein pessimistisch eingehendes Studium des Charakters dieser Frau, dessen Claude sich allenfalls besonnen hätte, gefrommt? Hätte es ihm denn nicht bloß Anlaß gegeben, die tausend Gefahren übler Nachrede erwägen zu müssen? Malvine war ja nicht nur eine käufliche, verschmitzte Person, sie war auch eine nach Ansehen und Achtung dürstende Bürgersfrau, die sich vorgenommen hatte, später einmal, wenn sie ihr Schäfchen im Trocknen haben sollte, in ihre Vaterstadt Tournon zurückzukehren und dort ein tadelloses Leben zu führen. Die Möglichkeit eines Prozesses, in dem ihr Name eine Rolle spielen könnte, genügte, um sie von allen niedrigen Intrigen abzuhalten. Sie trieb den Unständigkeitskultus so weit, daß sie selbst dem Hausbesorger gegenüber in Betreff ihrer Miether

eine complicirte Lüge erfand. Susanne und René wurden zu einem ehrbaren jungen Paare erhoben, das in der Provinz lebte und dem seligen Raulet verwandt war. Sie selbst übergab dem vermeintlichen d'Albert einen doppelten Haus-schlüssel, um jedes überflüssige Zusammentreffen desselben mit dem Hausbesorger hintan zu halten. Für René war die Veranlassung zu dieser Gefälligkeit völlig bedeutungslos. Junge Leute haben die eigenthümliche Geistesrichtung, mit den ihren Leidenschaften dienenden Gründen nicht zu rechten. Sie verirren sich dabei wohl möglicherweise auf gefährlichen Wegen, genießen dafür aber den vollen Duft der Blumen. Wenn dieser hier Paris durchheilte, um sich in die kleine Wohnung der „Rue des Dames“ zu begeben, dann war sein Herz von solcher Wonne durchdrungen, daß er nicht einmal die Fähigkeit gehabt hätte, der betrübenden Stimme des Verdachtes zu lauschen. Das Stelldichein fand fast immer des Morgens statt. René hatte sich niemals die Frage gestellt, warum Susanne gerade diese Stunde am bequemsten fand. In Wahrheit war es diejenige Tageszeit, in der sie der Aufsicht Desforges' am leichtesten entgehen konnte. Der gesundheitbesessene Baron widmete sich Vormittags dem Rostbarsten, das er auf Erden hatte, seiner Gesundheit nämlich. Er nahm eine Fechtstunde, was er seine „Pille der Bewegung“ nannte; er galoppirte in den Alleen des Bois, was seine „Lufikur“ hieß; mit einem Wort, er „braute seine Kohlensäure,“ ein Ausdruck, den er Dr. Noirot verdankte. Die vielseitige Madonna, welche diesen Ehrenmann in- und auswendig kannte, wußte genau, daß er durch seine Gesundheitsübungen ebenso fest gehalten war, als Paul durch seine Amtsstunden. Sie empfand eine Art von Schadenfreude dabei, wenn sie dachte, wie fleißig ihr Mann am Arbeitstisch saß, ihr „vortrefflicher Freund“ ein englisches Pferd tummelte, während ihr kleiner René einen Blumenladen betrat, um in demselben den Schmuck für das Heilighum ihrer Küsse zu ersteilen. Er wählte meist Rosen, rothe Rosen, die den Purpurlippen seiner Freundin, blaße Rosen, die ihren Wangen in Augenblicken der Erschöpfung glichen; frische, lebende Rosen, deren Duft sie beide erfreute. Sie wußte genau, daß, während sie dem holden Zufluchtsort ihrer Liebe zueilte, ihr junger Geliebter hinter den Fensterscheiben nach der Straße auslugte

und dem Geräusch der vorbeieilenden Wagen lauschte. Wie glücklich er sein wird, wenn der ihre vor dem Hause hält! Sie wird die Stufen hinaneilen, er selbst wird die Thür öffnen, um keine, auch nicht eine der kostlichen Secunden zu verlieren. Er wird sie in seine Arme schließen und sie mit jenen leisen Küszen bedecken, die hinter dem Spitzenschleier nach der Frische ihrer Haut, nach der Wärme ihrer Lippen suchen. Die große Kunst der Verführung bestand bei der jungen Frau darin, daß sie inmitten größter Ausschweifungen den madonnenartigen Ausdruck nicht verlor. Ihr Kindergesicht schien der Hingabe ihres Körpers fremd; durch diesen idealen Ausdruck war sie, ohne in seinem Ansehen zu sinken, zu seinem Lehrmeister in der Liebe geworden. Diese sinnliche Leidenschaft bildete eigentlich die Grundlage ihrer Beziehungen zu dem jungen Manne. Dieselbe Leidenschaft war die Veranlassung ihrer häufigen Zusammenkünfte, denen dieses eigenartige Geschöpf immer gleich glücklich und vollkommen frei von jedweden Gewissensbissen entgegenelste. Sie gehörte als die Tochter eines Staatsmannes, offenbar durch Vererbung, der großen Gattung lebhafter Wesen an, deren Hauptzug, wenn man so sagen darf, die Vielseitigkeit ist. Diese Wesen besitzen die Fähigkeit, die gegebene Stunde vollkommen auszunützen, ohne daß die verflossene oder die kommende sie stört oder in ihren Gefühlen behindert. Susanne hatte sowohl den Bruchtheil ihres Lebens, welcher Paul zukam, als auch jenen, welchen sie Desforges zuerkannte, vollständig geregelt. Sie widmete sich in der Zeit, welche sie René gewährte, aufrichtig und einzig ihm allein; sie bannte dann so vollkommen jedwede Beziehung zu ihrer anderen Existenz, daß sie sich hätte Gewalt anthun müssen, um zu glauben, daß sie lüge. Wohl hütete sie sich in Stunden, wo eitel Genuss ihr Wesen erbeben machte, solch düsteren Betrachtungen nachzuhängen! . . . Sie waren Beide da, ihr Geliebter und sie, sie lagen einander in den Armen, die Vorhänge waren herabgelassen, er war in Anbetung jener Frau versunken, deren Schönheit ihn entzückte, deren Eleganz ihn mit Bewunderung erfüllte. Er liebte ihre zarte Haut und die Seide ihrer Strümpfe, ihren schmiegamen Hals und den Battist ihrer Wäsche, ihren Athem und die Saphire ihrer Armbänder, ihre blonden Haare und die mit Diamanten ein-

gelegten Schildkrotnadeln, mit denen sie dieselben befestigte. Sie ließ sich gleich einem Gözen anbeten und wollüstig umfangen von der Fluth der Küsse, die stieg, und noch immer stieg, — Fieberküsse, die nicht gleich jenen von Desforges gezählt, bestimmt und gewogen waren, — Küsse, die nichts gemein hatten mit jenen bei Paul bekannten eintönigen, — heiße Küsse, die so feurig waren, wie der junge, 25 jährige Mann, der sie gab, — Küsse, die ihr ein Mund gab, der frisch, gleich dem ihren war, und die von Worten zärtlichster, herrlichster Poesie begleitet waren. — Mit einem Wort, ein gar herrlicher Genuss für eine übersättigte Courtisane! Ein Genuss, von dem sie sich immer wider Willen losreissen mußte. Gegen Mittag pflegte sie Toilette zu machen, wobei René ihr mit kindlicher Unbefangenheit schüchterne Dienste leistete. Dann aber, wenn sie fortgegangen war, blieb er noch den ganzen Tag zurück, ließ sich von Frau Raulet im Salon das Frühstück vorsezzen, angeblich weil er arbeiten mußte, — er brachte immer seine Actentasche mit Papieren mit — in Wahrheit aber, um in diesen Räumen süßen Erinnerungen nachzuhängen! Er entfernte sich erst in der Dämmerung, und durchschritt, um die „Rue Coëtlogon“ zu erreichen, ganz Paris, jenes Paris, über dem die ersten Gasflammen erglänzten, die in der Durchsichtigkeit der Abendluft so hell erscheinen! Dabei empfand er eine geradezu erhabene Wollust, in der alles Andere unterging!